

"Es tuets meine an eim, Tante!"

Autor(en): **Croissant, Eugen**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **76 (1950)**

Heft 28

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau

Die Scherbenbude

Ich möchte vorausschicken, daß diesmal nicht meine Küche gemeint ist, sondern:

In einer schönen Stadt am Rhein ist letzthin zu einem sehr guten Zweck mit geradezu beispiellosem Erfolg ein mehrfältiger Wohltätigkeitsbazar durchgeführt worden. Die Zeitungen haben erschöpfend darüber berichtet, aber mir scheint, über eine einzelne, kleine Bude dieses Bazars ist noch nicht alles gesagt worden. Es war eine sogenannte Scherbenbude, und ihre Attraktion bestand darin, daß man mit Bällen massenhaff altes, angeschlagenes Porzellan und Kachelgeschirr zertrümmern durfte. Der Andrang war unvorstellbar, und ich nehme an, daß der letzte Haushalt der Stadt sein nicht mehr präsentables Porzellan- und Glaszeug hergeben mußte, um der Nachfrage zu genügen.

Diese lebhaftige Nachfrage entsprang ganz offenkundig einem tiefgefühlten, menschlichen Bedürfnis: dem Zerstörungstrieb, der uns allen mehr oder weniger innezuwohnen scheint, und der sich da ungehemmt gegen bescheidenes Entgelt und zudem zu einem guten Zweck so richtig Luft machen durfte.

Es hat weithin über den schönen, alten Platz gekläppert und gescherbelt und den besonders geschickten Ballenwerfern wurde frenetischer Beifall zuteil.

Natürlich war ich dabei, wie überall, wo es wüst zugeht, und ich habe mir, wie wohl die meisten Zuschauer, angesichts der Kachelgeschirrorgie so meine Gedanken gemacht.

Was für ein herrlicher Ausweg, den obemeldeteten, handgreiflich in der Luft liegenden Zerstörungstrieb aufs Eindrücklichste und Harmloseste auszuleben! Warum haben wir nicht alle einen kleinen Vorrat altes, angeschlagenes Porzellan in irgend einem Winkel? Mir scheint, das wäre eines der wichtigsten Gebiete der Vorratshaltung. Wie schön, wenn wir unsere gelegentlich aufgestapelte Nervosität gegen unsere Lieben, unsern Haushalt, unsere Vorgesetzten und unser Leben überhaupt am alten Geschirr abreagierten, indem wir es ins Gärtli trügen und mit einem alten Tennisball drauflos pfefferten, bis alles, was uns plagte, auf die normalen Proportionen zurückgeführt wäre, und wir zur richtigen Erkenntnis kämen, daß in Tat und Wahrheit alles halb so schlimm ist!

Und ach! warum stellen wir nicht auf der ganzen Welt Scherbenbuden auf, in denen sich die Dynamiker aller Länder so richtig austoben könnten am alten Porzellan, statt am Leben und an den Häusern ihrer Mitmenschen?

Aber eben, auf die einfachsten Lösungen kommt außer mir nie jemand.

Uebrigens ist mir aufgefallen, daß die italienischen Töchter, die im übrigen den

Bazar munter belebten, ein auffallend geringes Interesse für die Scherbenbude an den Tag legten — ein weiterer Beweis für die Theorie der Psychologen, daß sich in denen, die ihre Instinkte und Triebe im Alltag ausleben, keine Verdrängungen und Komplexe anstauen. Bethli.

Gärtnerin aus Liebe

Liebes Bethli! Hast Du auch einen Garten? Ich habe einen, d. h. wir haben einen, aber zu gewissen Zeiten gehört er nur mir ganz allein und ich darf darin schalten und walten nach Herzenslust. Die Familie genießt ihn nur abends, sonntags und zu den gewissen Erntezeiten. Frühmorgens begeben sich mich mit Spaten, Gießkanne und Jätkorb in meinen Garten und vertreibe mir so stundenlang die Zeit. Vor Jahren wollte ich nach getaner Arbeit das Mitleid der Familie auf mich lenken, stöhnte ein wenig beim Aufstehen oder hielt meinen Rücken. Der Erfolg war großartig! Tags darauf erhielt ich von meinem Mann als Trostpreis und Aufmunterung das reizende Büchlein: «Der Garten Dein Arzt.» Später probierte ich es noch hie und da mit einer leichten Märtyreriene und prompt lag anderntags ein Prachtswerk über den «Immerwährenden Blütengarten», ein Staudenbuch, das gelbe Gartenbuch und andere mehr an meinem Platz. Kann es etwas Schöneres geben, als sich nach getaner Arbeit mit Fachliteratur zu beschäftigen? Es spornt Dich zu immer neuer Gestaltung Deines Gartens an, befruchtet Deine Träume, so daß Du Dich nachts durch einen Dschungel von Erbsli, Böhnli und armsdicken Krautstiefeln hindurchkämpfen mußt.

Daß mir meine Familie nicht jeden Tag ein Loblied über meine Gartenarbeit singt, geht noch an, der Prophet gilt ja nie etwas im eigenen Vaterland, aber was sagst Du dazu, liebes Bethli, wenn Freunde und Verwandte auch nichts merken? Kommt Besuch, so ist des Entzückens über den wundervollen Garten kein Ende und alle begreifen voll und ganz, daß man mich so selten sieht.

Denn wenn sie so einen Garten hätten, blieben sie auch lieber daheim und lägen mit einem Buch unter den Bäumen! (Ich staune immer, wie viel Erwachsene noch an Heinzelmännchen glauben.) Mache ich meine Besorgungen in der Stadt, fragt man mich, wo ich meine Ferien verbracht hätte, da ich so schön braun wäre.

Längst habe ich es aufgegeben über die Gartenarbeit zu jammern und mich als verkanntes Genie das zu etwas Höherem geboren wurde, zu bemitleiden. Erstens ist mein Bedarf an Gartenbüchern gedeckt und zweitens gehe ich vergnügt durch meine ruhmlosen Tage, versorge ich doch mit meiner Hände Arbeit meine Familie mit Gemüse, Beeren und Blumen und werde von Verwandten und Freunden um meinen schönen Garten beneidet.

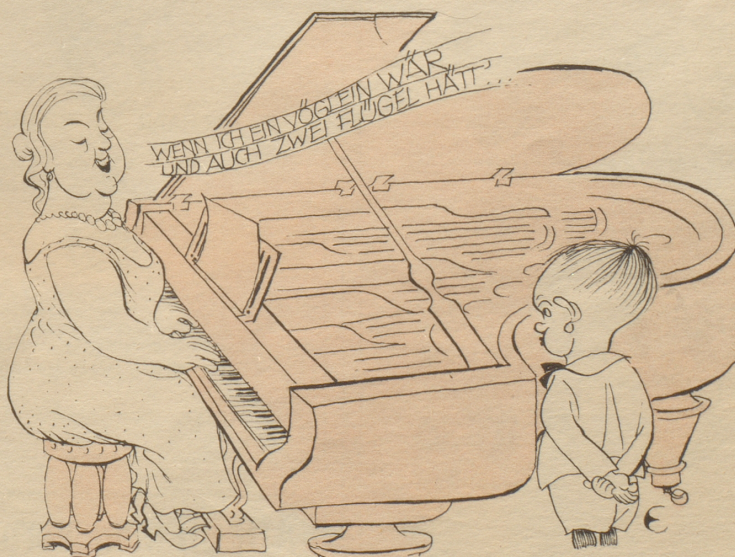
Mit herzlichem Gruß, Deine Marie-Louise.

Surchabis contra Chäschüechli

Etwas vom Interessantesten auf der Welt ist das Kochen. Vorausgesetzt, man hat Zeit. Und Hunger, und Peterli. Auch ein gut beleuchteter Kochherd und etwas Geld sind willkommen, wenn auch nicht ganz so wichtig.

Am schönsten ist es, für sich selbst zu kochen — und für einen Mann, der, weil er gewisse persönliche Sympathien im Busen hegt und pflegt, auch das zu schätzen geneigt ist, was man ihm in bunter Reihenfolge dampfend und duftend vor die erwartungsvoll geblähten Nüstern setzt. Ach, daß sie ewig grünen bliebe!

Kinder sind zwar eine süße Gesellschaft. Besonders kinderlose Leute würden uns die Augen auskratzen, wollte man das Gegenteil behaupten. Also: Süß. Und vorerst sehr winzig, sozusagen mit Milch, Sonnenschein und trockenen Windeln zufrieden. Aus dieser entzückenden Anspruchslosigkeit entwickelt sich laut Programm das Bedürfnis nach Breili, Gemüsen, Früchten sowie geräuschvoller Unterhaltung. Und eh' man etwas Böses denkt, sitzen sie mit wippenden Löckchen, strahlenden Augen und betörenden Grübchen am Elterntisch. Höher und höher steigt das rosige Kinn



„Es tuets meini an eim, Tante!“

Croissant